

Begegnungen mit Hein Lersch

Von Marta Busch

An einem heißen Sommertag kamen wir in einem schönen, stillen Haus unserer Stadt zusammen, um den Dichter Hein Lersch vor uns lesen und sprechen zu hören, dessen Verse in uns lebendig waren. Wir saßen in einem großen, mit dunklem Eichenholz getäfelten Raum. Bunt waren die Fenster verglast. Hohe Linden standen davor, deren breite Zweige das hellglutende Sonnenlicht des späten Sommernachmittages aufhielten, daß es gedämpft in dieses Zimmer fiel. Ein leiser, weicher Wind trug aus dem Garten den Duft von Rosen, Nelken und Reseden zu uns herein wie den Klang der Kirchenglocken, die den Feierabend einläuteten. Wir nahmen das alles aber kaum wahr, denn unsere Seele war mit anderem ausgefüllt. Jeder von uns hatte ein Gedicht von Hein Lersch im Sinn, das wir in der Schule lernten, und ließ es jetzt wieder in seinen Gedanken sprechen:

„Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
denn wir geh'n, das Vaterland zu schützen!
Laß mich geh'n, Mutter, laß mich geh'n!“

Wir waren noch Kinder, als diese Empfindungen in den Tagen des Weltkrieges im deutschen Volke sich regten, und nur aus den Worten von Vater und Mutter konnten wir begreifen, was den deutschen Menschen damals bewegte, wie Hein Lersch es aussprach:

„Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben,
wir sind frei, Vater, wir sind frei!“

oder die anderen Worte:

„Uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!
Der uns Heimat, Brot und Vaterland geschaffen,
Recht und Mut und Liebe, das sind seine Waffen,
uns ruft Gott, mein Weib, uns ruft Gott!“

Nun sollte der, der diese Worte zum Gedicht formte, in einigen Minuten in unseren Kreis treten. Und die schwere, mit reichem Schnitzwerk verzierte Eichentür öffnete sich; Hein Lersch kam in den Raum, klein, schmal, einfach gekleidet, und setzte sich in unsere Mitte. Er saß vorgebengt und blickte jeden von uns an. Groß waren seine Augen, und ihr tiefes Leuchten belebte das von der Arbeit am Feuer vernarbte Gesicht. Keine Bücher trug er bei sich, keine Manuskriptblätter. Er sprach zu uns mit seiner tiefen, klangvollen Stimme, aber nicht nur von sich und seinem Schaffen, nein, alle seine Kameraden, die wie er fühlten, empfanden und dichteten, rief er auf, wie Alfons Pegold, Richard Dehmel, Ludwig Friedrich Barthel und Karl Bröger. Er ließ uns erkennen, daß sie alle — weil dieser „göttliche Funke“ des Dichtens in sie gelegt war, als die Arbeit ihrer Hände durch die Maschine den tiefen Sinn der Befriedigung über das Geschaffene verlor — nicht anders konnten als dichten, dichten, um dadurch zu sagen von ihrem Leben, ihrem Sehnen, Hoffen und Wollen, von der Liebe des Arbeiters zu Heimat, Volk und Vaterland, wie es am klarsten in ihren Kriegsgedichten Ausdruck gewann, als Karl Bröger sein „Bekenntnis“ niederschrieb:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!“

Hein Lersch selbst lag im Schützengraben vorm Feind. Er ging in die Schlacht, und jeder wußte, daß es ein heißes Gefecht sein würde, das jedem den Tod bringen konnte. Da kamen die Kameraden zu ihm und sagten: „Du, Hein, gleich geht die Post ab. Wir wollen noch nach Hause schreiben, aber wir wissen jetzt nicht, was. Du schreibst doch deine Verse. Hast du nicht ein Gedicht, das wir als Gruß schicken können?“ Und er hatte ein Gedicht, aus dem gleichen Wunsch, der seine Kameraden erfüllte, aufgezeichnet; noch einmal vor diesem Waffengang die Lieben in der Heimat zu grüßen. Und er schrieb es ihnen auf, jene Verse seines Gedichtes „Soldatenabschied“, die bald von vielen an der Front und in der Heimat gesprochen wurden, um immer wieder den Sinn des Krieges bewußt werden zu lassen:

„Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“

Still und gebannt lauschten wir den Worten des Dichters, ließen uns einführen in das Reich seiner Seele, waren erschüttert über den schweren Kampf, den er hatte führen müssen, daß diese Seele leben und sich weiten konnte, wenn er ihr zurief: „So schrei doch — Mensch in Eisen!“ . . .

Die ersten Schatten des Sommerabends waren in den Raum getreten, betäubend dufteten die Linden, ein Vogel sang im hohen Baum. Hein Lersch sprach nicht mehr, und wir sangen ihm als Dank für das Geschenk dieser Stunde ein Lied, das er sich wünschte:

„Heilig Vaterland,
in Gefahren
deine Söhne steh'n,
dich zu wahren.
Von Gefahr umringt,
heilig Vaterland,
schau, von Waffen blinkt
jede Hand.“

Als wir heimwärts gingen, trugen wir heilige Begeisterung in unseren Herzen, die die Worte des Dichters entzündet hatte.

Ein Jahr verfloß, wieder wurde es Sommer, und zum zweiten Male begegnete ich Hein Lersch in einem Haus in Düsseldorf, das groß gebaut und prachtvoll ausgestattet in der Nähe des Hofgartens lag. Wir saßen allein in einem Erkerzimmer, und er sagte: „Ich komme von Essen, wo du zu Hause bist. Meinen Vetter haben wir begraben, war Kesselschmied wie ich. Hat fleißig geschafft und sich eine Fabrik erarbeitet. Nun ist alles vorbei. Ganz plötzlich kam das Ende. Man kann es darum kaum glauben, daß dieser gesunde Mensch nicht mehr leben soll.“ Ein weiches, mitfühlendes Herz sprach aus diesen Worten, das der Dichter trotz der rauhen Arbeit vor dem Amboss, trotz Not und vielem Leid sich bewahrt hatte.

Ich zeigte Hein Lersch das Haus, die vielen Kunstschätze, die es enthielt, wundervolle Gobelins an den Wänden, Keramiken, Terrakotten, Fayencen, lauter Dinge, die ihr Besitzer in langen Jahren aus vielen Ländern und Städten zusammengetragen hatte. Hein Lersch's lebhafter Sinn begeisterte sich an all dem Schönen, und bereedt gab er seiner Bewunderung immer aufs neue Ausdruck. Dann standen wir vor einem Bild, das nichts weiter zeigte als ein reifes Kornfeld. Hein Lersch blieb davor stehen, stumm, faltete seine harten Hände, die den Schmiedehammer führen mußten, und schaute lange auf das Gemälde. „Das ist schön!“ sagte er nach einer Weile mit leisen, stillen Worten, und ich war mitangerührt von der Andacht, die diesen Menschen ergriffen hatte, der trotz Ruhm und vielen Ehrungen so schlicht und ehrfurchtsvoll geblieben war, daß er vor dem Bild eines Kornfeldes wie im Gebet stehen blieb.

Auch im Haus am Hofgarten sprach Hein Lersch seine Gedichte und rief Begeisterung in kurzen Menschenseelen wach. Am Abend standen wir in der großen Halle und warteten mit ihm auf den Wagen, der den Dichter nach seinem Wohnsitz an der Uhr zurückbringen sollte. Der Wagen blieb lange aus. Da holte jemand eine Ziehharmonika und



Spaziergang

Foto: Erna Senf

spielte frohe Tanzweisen, Rheinländer, Walzer, Galopp und Polka, wie sie bei jeder Kirme im Rheinland aufklingen. Leben sprang in Hein Lersch, als er diese Klänge hörte. Er schob den Hut weit in den Nacken, umfaßte das Mädchen, das neben ihm stand, und walzte durch die weite Halle, sang die Melodien mit, die er alle kannte, faßte ein anderes Mädchen, ein drittes, ein viertes, sang und lachte und rief uns noch aus dem Wagen, der nun gekommen war, fröhliche Worte zu. Sein unbefchwertes rheinisches Blut, sein heiteres Temperament waren in ihm aufgebrochen, die so oft in seinem Leben manchem Ungemach die Härte genommen hatten. — — —

Als ich Hein Lersch zum dritten Male sah, war er nicht mehr auf dieser Welt. Ich stand vor seiner Totenmaske. Tiefe Falten waren in das schmale Gesicht gegraben. Sie sprachen von den vielen Nöten seines Lebens, die kaum einem in der verschiedensten Gestalt so fühlbar wurden wie diesem Dichter. Doch in den letzten Minuten vor dem Tode mußte das Lächeln um den Mund gekommen sein, das seine Lächeln, das von Erfüllung spricht: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!“

Der Dichter schien gewußt zu haben, daß diese Worte, die uns alle immer wieder zur Verpflichtung aufrufen, in das ewige geistige Gut des deutschen Volkes eingegangen waren. Wer das aber vermochte, vollendete sein Leben in sich selbst, wie es Hein Lersch gegeben war.

Nächtlicher Flug über Ruhrland

Von Ingeborg-Wiesmath-Binge

Du Land an der Ruhr, ich grüße dich!

Auf Schwingen der Nacht komme ich zu dir, denn du bist nie so schön wie in der Nacht. Da verehbt zu eintönig ruhigem Gesang der vielstimmige rastlose Tageslärm deiner hundertfältigen Arbeitsstätten, die ihre unförmigen, wuchtigen Leiber in schweigendes Dunkel recken. Da ragen deine unzähligen Schloten in den Himmel wie Schatten hoher Orgelpfeifen, aus denen letzte Altkorde verhallen. Da heben sich gespenstisch die Schächte deiner Kohlenruben über die Erde, und dumpf rollen die Geirle im Förderstuhl. Da flammen die mächtigen Feuer deiner Hochöfen empor wie lodernde Fackeln, und die Nacht ist erhellt vom Widerschein ewiger Glut.

Deine Berge und Hügel strömen den herben Duft sommerlicher Wiesen und Wälder aus, und ihre Kühle senkt sich erquickend ins Tal. Um einsame Ruinen raunt der Wind von edlen Schätzen, die hier die Erde birgt in tiefem Schoß.

Still gleitet der Fluß zwischen Felswänden, Stadtmauern, Feldern, Weiden und Werkanlagen dahin, und sein Rauschen, das oft zu wildem Schäumen wird, klingt wie das emsige Lied der Arbeit von Maschine und Mensch. Wer lauscht bei Tag diesem heimlichen Sang? — Nur die Nacht weiß darum, und geduldig hört sie zu.

Dort, wo der Fluß seine Kraft in den großen Strom ergießt, liegen stumm und finster lange Kohlenkähne. Glücksend schlagen kleine Wellen an die Bordwände, und blinkende Laternen spiegeln sich schaukelnd in der ruhigen Flut.

Dicht beieinander — über Hügel, Täler und Ebenen ausgedehnt — breiten sich wie funkelnde Lichtmeere große und kleine Städte aus; ein wirres Gewebe von Straßen, Häusermassen, Fabriken, Zechen, Eisenbahnschienen, Schornsteinen und Türmen, — durchwirkt und umrandet von Gärten, Ackerfesseln, Waldungen und Getreidefeldern.

So sind diese Städte. Umgeben von wogendem, rauschendem Grün, überragt von rauschenden Schloten, durchrönt von den Lauten, die aus den arbeitenden Schächten dringen, aus den hämmernden Werkhallen, aus den nächtlich belebten Straßen. Sie schaffen rastlos und graben in ihren Grüften, heben Schätze, entfalten sich aus eigener Kraft, sind in unaufhörlichem Werden begriffen, innerlich und äußerlich. Sie kennen keinen Stillstand! Sie verlangen Opfer und lohnen Opfer und beselen ihre Menschen mit dem Willen zum Leben und Wirken, — denn sie bergen in sich den Glauben an die Zukunft!